



CHRISTIANE SCHWIEREN

# SOZIALES UND BIOLOGISCHES GESCHLECHT

Eine Genderperspektive auf die  
Wechselwirkung zwischen Arbeit  
und psychischer Gesundheit



[https://doi.org/10.11588/  
fmk.2025.27.114704](https://doi.org/10.11588/fmk.2025.27.114704)

**MARSILIUS-  
KOLLEG**

2024 / 2025



Christiane Schwier

# SOZIALES UND BIOLOGISCHES GESCHLECHT

Eine Genderperspektive auf die Wechselwirkung zwischen Arbeit und psychischer Gesundheit

Christiane Schwieren  
Wirtschaftswissenschaften

Soziales und biologisches Geschlecht – ein Thema, das derzeit unerwartet politisch aufgeladen ist. Zum Zeitpunkt der Antragstellung für das Marsilius-Fellowship war das noch längst nicht in diesem Ausmaß der Fall, wenngleich das Thema auch damals bereits kontrovers diskutiert wurde. Entsprechend fanden auch im Kolleg lebhaft Auseinandersetzungen dazu statt – jedoch stets auf dem Marsilius-üblichen hohen analytischen Niveau.

Doch zunächst zum Anfang: Unser Projekt umfasste mehrere Aspekte, die teils stärker, teils weniger stark miteinander verbunden waren. Die erste Ebene betraf die Forschung zu Arbeit und psychischer Gesundheit. Die wechselseitige Beeinflussung von Arbeitskontext, Arbeitsanforderungen und psychischer Gesundheit ist ein gut untersuchtes Thema, sowohl in den Wirtschaftswissenschaften als auch in der Psychologie. Geschlechtsspezifische Unterschiede – zunächst binär konzipiert – rücken jedoch erst allmählich in den Fokus. Ihre Relevanz ist unbestreitbar: Studien zur höheren Prävalenz psychischer Probleme bei Frauen, zu unterschiedlichen Coping-Strategien von Frauen und Männern oder zu den Auswirkungen männer- bzw. frauendominierter Arbeitssettings auf die psychische Gesundheit stehen noch am Anfang, zeigen aber bereits erheblichen Forschungsbedarf. In der bestehenden Literatur wird Geschlecht fast immer rein binär betrachtet; zudem wird selten

zwischen biologischem und sozialem Geschlecht sowie Geschlechterrollen differenziert. Erste verhaltensökonomische Ansätze legen nahe, dass viele als geschlechtsspezifisch angenommene Ergebnisse differenzierter ausfallen, wenn Geschlecht komplexer gefasst wird. Es fehlt jedoch bislang an einer einheitlichen konzeptionellen wie methodischen Herangehensweise. Fragen nach geeigneten Messverfahren für dimensionales Geschlecht, nach dem Verhältnis von biologischen und sozialen Aspekten oder nach der Rolle sexueller Orientierung werden in den einzelnen (Teil-) Disziplinen sehr unterschiedlich beantwortet.

Zentrale Ziele unseres Projekts waren daher zum einen die Identifikation von Forschungslücken, Veränderungsbedarfen und Entwicklungsschritten in der Arbeitsschutz- und Gesundheitsforschung mit Genderbezug, zum anderen die Erarbeitung methodischer Ansätze, zumindest für den Einsatz im eigenen Projekt.

Für die Verhaltensökonomik ist insbesondere die Wahrnehmung von Zusammenhängen sowie die Rolle normativer Erwartungen von Bedeutung: Welche Verhaltensweisen gelten für eine:n ökonomische:n Akteur:in als rollenadäquat? Und welche Rollenerwartungen schreibt diese Person den anderen im jeweiligen Kontext zu? Solche Annahmen beeinflussen – so die Hypothese – unmittelbar die psychische Gesundheit sowie den Umgang mit deren Störungen. Frauen werden zudem häufig als weniger emotional stabil und häufiger von Depressionen oder Angststörungen betroffen wahrgenommen. Wird dies als charakteristische Eigenschaft gedeutet, hat es mehrere Konsequenzen: Einerseits gelten sie – aus eigener und fremder Perspektive – als weniger geeignet für Tätigkeiten, die eine starke, stabile Persönlichkeit erfordern. Andererseits fällt es ihnen zwar leichter, Hilfe in Anspruch zu nehmen, da dies dem Stereotyp des „schwachen Geschlechts“ entspricht, doch verstärkt dies ihre Benachteiligung in geschlechtsuntypischen Arbeitskontexten zusätzlich. Um nicht dem Bild der „schwachen Frau“ zu entsprechen, verzichten Frauen in manchen Kontexten sogar bewusst darauf, Hilfe zu suchen. Männer hingegen gelten stereotypisch als stark und resilient; Schwäche oder Ängstlichkeit wird ihnen gesellschaftlich kaum „zugestanden“. Im Arbeitskontext greifen sie daher eher zu Alkohol oder anderen Substanzen zur Selbstoptimierung, um Leistungsanforderungen und Rollenerwartungen zu erfüllen. Substanzmissbrauch kann Externalitäten erzeugen mit unbeabsichtigten Auswirkungen auf Dritte. Ein strukturell oft akzeptierter Alkoholmissbrauch am Arbeitsplatz erhöht etwa die Wahrscheinlichkeit (sexuell) aggressiven Verhaltens gegenüber Kolleginnen – mit entsprechenden Folgen für deren

psychische Gesundheit. Die Antizipation solcher Situationen macht männlich-kompetitiv dominierte Arbeitsumfelder für Frauen zu unsicheren Orten. Frauen weichen deshalb eher auf Arbeitskontexte mit höherem Frauenanteil aus – ein Mechanismus, der zur fortbestehenden Geschlechtersegregation, auch in akademischen Berufen, beiträgt. Die Expertise von Bernd Lenz in der Suchtforschung war hier ein wichtiger Aspekt der Zusammenarbeit. Auch hier basiert die Forschung bislang überwiegend auf binären, auf das biologische Geschlecht reduzierten Kategorien, die Situation nicht-binärer Personen ist kaum untersucht. Ebenso wenig erforscht sind Interaktionseffekte zwischen biologischem und sozialem Geschlecht sowie die Folgen Geschlechterrollen inkongruenten Verhaltens. So empfinden viele Männer die beschriebenen „traditionellen“ Coping-Muster selbst als problematisch, riskieren durch deren Ablehnung jedoch Konflikte mit der eigenen sozialen Identität.

Soweit die Ausgangssituation zu Beginn unserer Zeit im Kolleg. Die interdisziplinäre Diskussion führte rasch zu einer Verlagerung der Schwerpunkte.

Zum einen entstand eine intensive Auseinandersetzung mit der Frage, ob die gängigen Verfahren zur Messung von „sozialem“ Geschlecht nicht letztlich Genderstereotype reproduzieren und damit traditionelle (binäre) Vorstellungen zementieren: In



einschlägigen Fragebögen wird „männliches“ soziales Geschlecht als agentisch beschrieben, während „weibliches“ soziales Geschlecht primär mit Fürsorglichkeit („caring“) assoziiert ist. Daraus ergab sich für meine eigene Forschung die Frage, ob die Verhaltenswissenschaft bessere Messinstrumente entwickeln sollte – oder ob dies genau den Kern der Konzepte ausmacht und lediglich neue Begrifflichkeiten notwendig wären. Eine abschließende Antwort gibt es bislang nicht; die Frage begleitet meine aktuelle Forschung seither jedoch kontinuierlich.

Zum anderen machten die Kommentare der Kolleg:innen – viele von ihnen ohne Vorerfahrung mit experimenteller Ökonomik – deutlich, wie stark auch scheinbar „neutrale“ Experimente von Vorannahmen geprägt sind. Das Design unserer ersten gemeinsamen Studie konnte durch diese Diskussionen deutlich verbessert werden. Allerdings haben die Überarbeitungen auch dazu geführt, dass wir bislang noch keine Daten erheben konnten. Unser Forschungsdesign liegt jedoch mittlerweile vollständig vor und wartet derzeit auf die Genehmigung der Ethikkommission. Geplant ist eine Vignettenstudie, in der geschlechtsspezifische Erwartungen zu Verhalten in Situationen mit Alkoholkonsum und möglichem übergreifendem Verhalten erhoben werden. Dabei erfassen wir sowohl selbst zugeschriebenes Geschlecht in mehreren Kategorien als auch soziales Geschlecht anhand von Fragebogendaten. Erste publizierbare Ergebnisse erwarten wir Ende des Jahres. Diese sollen – gemeinsam mit Ergebnissen aus dem Teilprojekt von Bernd Lenz – die Grundlage für einen Folgeantrag bilden. Geplant ist zudem, eine Gruppe von Wissenschaftler:innen in einem Workshop zusammenzubringen, um das Thema weiterzuentwickeln. Auch eine Zusammenarbeit mit dem CAS Gender & Queer Studies sowie ein Marsilius-Brückenseminar im Wintersemester sind vorgesehen. Für Letzteres haben wir die Juristin Alix Schulz eingeladen, um mit uns und den Studierenden psychologische, ökonomische und juristische Perspektiven auf dimensionale Geschlechterkonzepte zu diskutieren.

Als persönliche Reflexion meines Marsilius-Jahres kann ich als „Wiederholerin“ festhalten, dass ich erneut sehr von der Zeit im Kolleg profitiert habe.